

Das Thema der Geburt in der Fußballkultur

Jayin Thomas Gehrman

Rüsselsheim, Deutschland

Keywords: birth; soccer

Abstract: *Birth and Soccer Culture.* According to Lloyd deMause's psychohistory, any type of culture enacts the fetal drama. Parts of soccer culture are the game itself, typical behaviour of the teams' supporters, and the speech and writing about the subject. The major part of the material discussed in this article is taken from newspapers and tv sport reports. Obscure or overt, every section of soccer culture assembles various images and metaphors of the fetal drama. There is much evidence to find in the soccer discourse of relating birth/children to the game in a most direct way – if you only watch out for it. To express the expectation of goals and victory, birth events in the players families are regarded; the cheer of the goalgetter is compared with the cry of a new born. As soccer is a clear cut male culture, aspects of sex and gender relations mix up with birth imagery.

Zusammenfassung: Der Psychohistorie Lloyd de Mause's zufolge enthält jede Form von Kultur eine Reinszenierung des fötalen Dramas. Zur Fußball-Kultur zählen neben dem Spiel selbst typische Verhaltensformen der Fans der Mannschaften und das Reden und Schreiben über Fußball. Das in diesem Artikel diskutierte Material stammt hauptsächlich aus dem Sportbericht von Zeitungen und Fernsehen. In allen Bereichen der Fußball-Kultur finden sich vielfältige Symbole und Metaphern, die auf das fötale Drama verweisen, verborgene und offensichtliche. Die denkbar direkteste Form davon, daß im Fußball-Diskurs Geburt und Kinder zum Spiel in Beziehung gesetzt werden, ist erstaunlich häufig – wenn man nur darauf achtet. Um die Erwartung von Toren und Siegen auszudrücken, werden häufig Geburten von Kindern der Spieler thematisiert; der Jubel des Torschützen wird mit dem Schrei des neu geborenen Kindes verglichen. Da der Fußball eine spezifisch männliche Kultur ist, vermischen sich auch sexuelle Konnotationen mit der Geburts-Metaphorik.

*

Methodische Vorbemerkung

Die von Lloyd deMause begründete Psychohistorie basiert auf zwei fundamentalen Annahmen:

a) Entwicklung in der Geschichte der Menschheit geschieht durch eine stufenweise Verbesserung der Bedingungen, unter denen Kindheit stattfindet. Je

Korrespondenzanschrift: Jayin Thomas Gehrman, Karl-Benz-Str. 11, D-65428 Rüsselsheim, Telefon (06142) 563280

weniger Gewalt und je mehr Unterstützung Kinder in ihrer Erziehung erfahren, desto weniger wird Gewalt und desto mehr wird Selbständigkeit und Mitgefühl ihr späteres Handeln als erwachsene Subjekte bestimmen. Veränderte Erziehungsstile führen zu neuen kollektiven Charakterstrukturen, zu Psychoklassen; die Gesellschaft bekommt eine neue Qualität.

b) Der Ursprung aller Inhalte, die „Geschichte“ ausmachen, sind fötalen Ursprungs – gleich, ob man Geschichte an Schöpfungsmythen oder Dynastien, an der Abfolge von Kriegen oder von Klassenkämpfen festmacht. Es sind jedesmal Szenarien, in denen kollektive Phantasien kollektiv ausagiert werden; deshalb ist der zweite zentrale Begriff der Psychohistorie, neben dem der Psychoklasse, der Begriff der Gruppenphantasie.

Ob ein Volk sich von Feinden eingeschnürt wahrnimmt und die einzige Zuflucht in einem Befreiungsschlag, also im Ausbruch eines Krieges sieht, oder worin auch sonst die Gruppenphantasie bestehen mag – sie benutzt Bilder (eingeschnürt sein, ausbrechen), die sie aus einer Erfahrung her kennt. Es kann nichts in der Phantasie enthalten sein, was nicht aus einer Erfahrung stammt; es kann nichts in einer Gruppenphantasie enthalten sein, was nicht aus einer allgemeinen Erfahrung stammt, die jedes Mitglied der Gruppe mit jedem anderen teilt. Die allgemeinste Erfahrung für alle Menschen ist, im Mutterleib gewesen und geboren zu sein. Wo immer von Helden oder Königen, von Dramen und von Opfern die Rede ist, werden wir ein sprachliches, szenisches oder grafisches Bildmaterial finden, in dem sich Erinnerungen an das fötale Drama widerspiegeln.

Das fötale Drama

Zum fötalen Drama im Sinne deMause' gehört das der Geburt: Der sichere (weil einzige) Kosmos des Mutterleibs bricht zusammen, der Abgrund des Geburtskanals öffnet sich, durch den der Fötus gepreßt wird, Erstickungsängste (durch das frühzeitige Durchtrennen der Nabelschnur), die Wirkung der Schwerkraft außerhalb des Fruchtwassers etcetera. Zum fötalen Drama gehört jedoch auch schon die Zeit vor der Geburt, wenn der Raum im Mutterleib bedrückend eng wird und die Plazenta den Stoffwechsel des Föten nicht mehr zuverlässig leistet, wenn sie den Fötus nicht mehr hinreichend ver- und entsorgt, zuwenig Sauerstoff bringt und zuviele Toxine weiterzirkulieren.

Was wir also alle als kollektive Erinnerungen aus dieser Zeit mitbringen sind Bilder vom Lebensraum Uterus, Bilder vom ersten Interaktionspartner des Föten, der Nabelschnur und der Plazenta. Dann (für Kaiserschnitt-Geburten mag das anders sein) Gefühle von Vergiftung, Bilder von Druck und Schmerzen, von Eruptionen und Erschütterungen, von Damnbrüchen und Überflutung, von Abgründen und Abstürzen, Todesnot und Auferstehung.

Ich freue mich, mich hier an eine Leserschaft zu wenden, für die ich nicht noch weiter ausholen muß sondern ein gewisses Verständnis voraussetzen kann. Denn so, wie die Dramatik, die Pein und tödliche Bedrohung im fötalen Drama extreme Erfahrungen sind, gehören die Erinnerungen daran zu den am gründlichsten verdrängten. Aber im gleichen Maße, wie wir diese Schrecken verdrängen, sind sie geisterhaft in unserem täglichen Leben präsent. Alle Kultur und Zivilisation fußt auf dem fötalen Drama.

Gruppenphantasie und Kollusion

„Trauma verlangt Wiederholung“, stellt Lloyd deMause seinem jüngsten Aufsatz (deMause 1997) als Motto voran; und dieses Trauma wiederholt sich in Gruppenphantasien, die in unterschiedlicher Form ausagiert werden. Wann immer sich Gruppen zusammenschließen, zu welchen rational begründeten Zielen auch immer, beginnt eine soziale Trance, ein Prozeß, den David Wasdell (Wasdell 1993) als Kollusion beschreibt: in einem „heimlichen Einvernehmen“ beginnt die Gruppe, gemeinsames Verdrängtes auf der Ebene des Unbewußten zu dynamisieren. Dieser kollusive Prozeß steigert sich mit der Größe der Gruppe und mit der Dichte des kleinsten gemeinsamen inhaltlichen Nenners.

Trance-Erfahrungen sind in den meisten Sportarten möglich, wenn ein hinreichendes Maß körperlicher Erschöpfung und monotoner Wiederholung gegeben ist. Zur sozialen Trance gehört gleichzeitig weniger und mehr: Erschöpfung und Monotonie sind nicht notwendig (wenngleich hilfreich), aber das Aufgehen in der Gruppe selbst induziert den Prozeß der Kollusion. Ein Einzelsportler mag im Ereignis des Wettkampfes mit der Masse des Publikums eine Gruppe bilden, mit ähnlichem Effekt. Am einfachsten ist es aber bei den Mannschafts-Sportarten. Insbesondere der Fußball mit seiner ungeheuer großen Zahl aktiver und passiver Teilnehmer erlaubt besonders intensive Gruppenphantasien.

Nicht nur das Spiel selbst, sondern mehr noch der Diskurs (von den gemeinsamen Anfeuerungsrufen der Zuschauer im Stadion über die Berichterstattung in Zeitung, Radio und Fernsehen bis zur intellektuellen Reflexion über das Phänomen Fußball) produzieren einen ausufernden Material-Fundus, der als Ausdruck kollusiver Prozesse und Gruppenphantasien analysiert werden kann. In diesem Aufsatz beschränke ich mich auf ein paar wenige ihrer üblichen Metaphern und Symboliken.

Fötale Metaphorik und Fußball-Kultur

Wenn die Fußballkultur, wovon ich ausgehe, tatsächlich eine Reinszenierung des fötalen Dramas ist, sollten sich auch alle seine Elemente wiederfinden. Erstens: Der intrauterine Kosmos, das Ur-See des Fruchtwassers, die Nabelschnur und der Blutstrom, die Plazenta, die mal als ernährend, mal als vergiftend wahrgenommen wird, und der Kampf gegen die Vergiftung. Zweitens: Die Erschütterungen der Wehen, der Druck; der Boden, der sich auftut, der Zusammenbruch der Welt und Absturz in die Unterwelt, die Passage durch den Geburtskanal, abermals Druck (insbesondere auf den Kopf), die körperlichen Schmerzen und Todesangst. Drittens: die Befreiung, die Überflutung (abermals Fruchtwasser und Blut), das Immer-noch-Leben bzw. Auferstehung, Wiedergeburt.

In der Tat finden sich in meinem Zettelkasten zur Fußballkultur Stichworte wie: Welt/Fußballwelt, Stadion, Wasser, Blut/Geld (Kreislauf), Schmutz/Gift („Das giftige Umfeld“, „die Chemie in der Mannschaft stimmt nicht“), Vulkan/Explosion, Kopf/Krone, Dammbbruch, Absturz/Abstieg, Hölle/Unterwelt, Leben/Tod/Existenz, Schmerzen, (männliche) Härte, Passage, Opfer, Wiedergeburt/Auferstehung.

Da dieser Zugang, die psychohistorische Kulturanalyse, noch fremd sind und fremdartig wirken, beschränke ich mich hier der Einfachheit halber auf den Teil

des Materials, der das das fötale Drama am wenigsten metaphorisch verklau-suliert, sondern den Themenbereich „Geburt“ im Zusammenhang mit Fußball ganz direkt anspricht. Viele der Beispiele, die ich gesammelt habe, geben sich ironisch-witzig – nicht ernst gemeint! Ironie und Witze werden in der Regel dazu verwendet, ein augenzwinkerndes Einverständnis zu provozieren. Das, worin man übereinstimmt, soll im Zwielficht bleiben und nicht offen bewußt werden. Das fötale Drama gehört, wie gesagt, zu den am gründlichsten verdrängten Erinnerungen – es ist immer wieder präsent – nur nicht auf der bewußten Ebene. Es ist unaussprechlich, es sei denn in der Form von Ironie und Witzen. Genau deshalb bieten diese ein hervorragendes Material für die weitere Analyse. Das Unbewußte kennt keine Ironie, und der Analytiker von unbewußtem Material tut gut, wenn er die zurücknehmende, verleugnende Form des Scherzes ignoriert. Alles Material ist gleich wert.

Männerkultur Fußball

Wenn ich von Fußball-Kultur spreche, dann verwende ich den Begriff Kultur nicht im engen Sinn von Musik, Theater, Literatur etcetera. Als Kultur fasse ich alle die Formen, in denen wir die verschiedenen Bereiche unseres Lebens regelmäßig gestalten. Daß Menschen essen, wenn sie hungrig sind, daß sie trinken, wenn sie durstig sind und geschlechtlich miteinander verkehren, wenn sich eine gute Gelegenheit bietet, zähle ich zur Biologie. Das Wie ist Kultur. Ob wir mit Messer und Gabel, mit Eßstäbchen oder mit den Finger essen, ist Kultur. Ob das Essen eher von Frauen oder von Männern zubereitet wird, ob vor dem Essen gebetet oder ob dabei in der Zeitung gelesen wird und so weiter und so fort, all das zählt zur Kultur, auch vieles, was gewohnt ist und nicht anders gekannt wird und deshalb „natürlich“ zu sein scheint, ist dennoch tradierte Form, Kultur.

Die Fußballkultur ist eine Männerkultur. Wenn, wovon ich ausgehe, alle Kultur auf der Matrix des fötalen Dramas basiert und zugleich praktisch alle kulturellen Komplexe, die zusammen das bilden, was wir öffentliches Leben nennen, von Männern beherrscht werden, muß man wohl den Schluß ziehen, daß Männer und Frauen mit der gleichen fötalen Erfahrung völlig unterschiedlich umgehen.

Wenn im folgenden die Fußballkultur untersucht wird, dann geht es um Männerfußball. Daß auch Frauen Fußball spielen, hat nichts damit zu tun. Auch wenn die (weitgehend angepaßte und passive) Präsenz von Frauen im Fußball-Publikum zumindest toleriert wird, trifft sich im Stadion eine Männergesellschaft. Es liegt mir übrigens fern, dagegen zu polemisieren. Ich bedaure es zwar grundsätzlich, daß die Gesamt-Gesellschaft von männlichen Paradigmen und Machtstrukturen bestimmt ist; bisweilen genieße ich es aber auch, für ein paar Stunden in Männergesellschaften (etwa der Rabauken-Kneipe, oder eben im Stadion) einzutauchen und mich von ihrer spezifischen Energie forttragen zu lassen.

Erstens ist es offenbar so, daß Männer und besonders männliche Jugendliche Orte brauchen, an denen sie ihr männliches Selbstbild und Rollenverständnis gegenseitig bestätigen und tradieren können. Fußball ist ein Ort männlicher Initiation, und davon gibt es meines Erachtens eher zuwenige als zuviel. Zweitens brauchen Männer gelegentlich die Selbstgenügsamkeit der gleichgeschlechtlichen Gesellung, um wenigstens vorübergehend ihre emotionale Abhängigkeit

von Frauen nicht zu spüren. Drittens können Männer beim Fußball das fötale Drama reinszenieren, und zwar mit einer emotionalen Intensität, wie es nur an wenigen Orten in der Gesellschaft erlaubt ist. Anscheinend brauchen Männer das mehr, als Frauen das brauchen, und sie brauchen es auf eine andere Art und Weise: Sie müssen eben Handball, Fußball (oder was auch immer) mehr kämpfen als spielen.

Der Ball als Baby

Im Herbst '93 trafen in einer Sonntags-Sendung des deutschen Fußball-TV-Monopolisten SAT 1 Eros Ramazotti und Maurizio Gaudino zusammen. Der damalige Frankfurter Bundesligaspieler war (oder ist) Fan des italienischen Sängers. Schon in der Woche vor dieser Show strahlte SAT 1 im Rahmen seiner Fußball-Sendungen Werbe-Trailer für diese kommende Sendung aus. In diesen Ankündigungen war der Sänger im Fußballdreß zu sehen, wie er unter seinem Trikot mit beiden Händen sanft einen Ball bewegt – das ganze in zärtlicher Zeitlupe und unterlegt mit romantischer Musik – natürlich Musik von Eros Ramazotti selbst. Was Ramazotti darstellte, war eindeutig: Er war mit dem Fußball schwanger. Ich habe diese Szene mehrfach gesehen, und zwar in einer Kneipe, in der Fußballfans zum Fernsehen und Biertrinken zusammenkommen. Dort wird alles Mögliche lautstark kommentiert – diese Szene allerdings nicht. Es wurde nicht gefragt: „Was soll das denn bedeuten?“ Es wurde aber auch nicht gesagt: „Der spielt Neunter Monat“, oder ähnliches. Der Sachverhalt ist spielbar, er ist unmißverständlich, aber er bleibt unaussprechlich.

Es gibt offenbar keinen grundsätzlichen Protest gegen die Darstellung einer Fußball-Schwangerschaft. Sie ist also akzeptabel, ja wie selbstverständlich – obwohl sie der Realität widerspricht. Auch auf die Gefahr hin, als völlig humorlos und als Spielverderber zu erscheinen, muß ich doch einmal kurz auf die objektive Sachlage hinweisen. Erstens: Männer kriegen keine Kinder. Zweitens: ein Fußball ist kein Mutterleib und auch kein Baby. Subjektiv jedoch, in der Gruppenphantasie, die mit dem Fußball gemeinschaftlich inszeniert wird, können Männer sehr wohl Kinder kriegen.

Dafür gibt es, neben diesem ersten Beispiel, eine Menge Hinweise. So viele Hinweise, daß man, wie das Sprichwort sagt, den Wald vor Bäumen nicht sieht. Der Hauptgrund für diese „Unsichtbarkeit“, also für die Schwierigkeit, das durchaus Sichtbare bewußt wahrzunehmen, ist natürlich der, daß es sich eben um ein Spiel des kollektiven Unbewußten mit (sic) unbewußtem Material handelt, um eine Kollusion.

Es ist ein Mädchen!

In einem zweiteiligen Cartoon (Abb. 1) zeigt dessen erster Teil eine Fußballspielerin, die offenbar vor Schmerzen stöhnend auf dem Rasen liegt und von einer Sanitäterin behandelt wird. Es handelt sich also genau genommen um eine Szene aus dem Frauenfußball, was vom sportlichen Ablauf her keinen grundsätzlichen Unterschied macht. Eine Spielerin liegt also verletzt auf dem Rasen, darum herum stehen, skeptisch dreinschauend, Mitspielerinnen und Schiedsrichterin. Soweit ist das eine Szene, die jedem Fußballzuschauer vertraut ist, nichts besonderes. Die



Abb. 1.

Pointe folgt im zweiten Bild, auf dem die Sanitäterin ein schreiendes Baby an den Füßen hochhebt und ausruft: „Es ist ein Mädchen“. Der eigentliche Geburtsvorgang geschieht für den Betrachter des Cartoons unsichtbar, durch die Figur der Sanitäterin verdeckt; daher die Überraschung und witzige Auflösung im zweiten Bild, auf dem das fertige Resultat, das Neugeborene, präsentiert wird.

Wieso ist es hier möglich, in solcher Deutlichkeit auszudrücken, daß auf dem Fußballplatz Geburten geschehen? Ich weiß es nicht, gehe aber davon aus, daß diese Zeichnung von einem Mann für männliches Publikum gemacht wurde. Der erste Teil des Cartoons ist noch gar nicht komisch. Die Auflösung erfolgt im zweiten Teil, und zwar nicht nur die Auflösung des Rätsels, was denn hier komisch sein soll, sondern auch die Trennung von Elementen, die als nicht zusammengehörig empfunden werden: Die junge Mutter lächelt erschöpft, die Mitspielerin reckt triumphal die Faust – die eine Geste gehört zu „Weiblichkeit/Mutterschaft“, die andere zu „Fußball“. Zeigt das erste der beiden Bilder, wengleich von einer Frau dargestellt, das Musterbeispiel für den Komplex „Schmerzen erleiden/männliche Härte“, so zeigt der zweite, daß Fußballerinnen eben doch Frauen sind. Scherz beiseite, bleibt unterm Strich die Aussage: Was für Männer die Schmerzen des Kampfes im Fußball sind, sind für Frauen die Schmerzen des Kindergebärens – und umgekehrt.

Kreißsaal und Stadion

Für die Fußball spielenden Männer kann der Sportplatz nicht wirklich Geburtsraum sein. Aber im männlichen Fußball-Diskurs wird immer wieder ein Zusammenhang hergestellt oder herausgestellt, wenn sich eine Gelegenheit bietet. „Vom Kreißsaal direkt in die Bayern-Elf“ lautet eine Schlagzeile in Bild vom 3. 3. 97 (Abb. 2). Der Bericht handelt vom FC Bayern-Spieler Oliver Kreuzer, der vom



Abb. 2.

Trainingslager zur Entbindung seines Kindes („im Trainingsanzug betritt er den Kreißsaal“) und zwei Stunden später zum Spiel ins Olympiastadion fuhr.

Ob wirklich einer im Trainingsanzug einen deutschen Kreißsaal betreten darf, mag dahingestellt bleiben. Ich betone, daß es mir an dieser Stelle nicht darauf ankommt, ob der Bericht wahrheitsgetreu oder erfunden ist, denn es handelt sich um einen Beitrag zu einer Gruppenphantasie, der Fußballkultur. Die Wahrheit einer Phantasie erweist sich nicht in der Korrektheit der Kolportage, sondern in der stimmigen latenten Botschaft an die Gemeinde der Fußballfans.

Weiter Bild über Oliver K.: „Kreuzer parkt seinen Opel am Marathontor, setzt sich auf die Ersatzbank. ‚Ich war wie in Trance‘, berichtet ‚Olli‘. Um 16.54 Uhr löst ‚Olli‘ Libero Matthäus ab. Bayern kassiert die beiden Gegentreffer zum 2:5. Kreuzer juckt’s nicht groß: ‚Fußball spiel ich jeden Samstag. Aber bei der Geburt eines Kindes dabei zu sein, ist etwas ganz Besonderes.‘“ Daß auf dem beigefügten Foto der Spieler selbst den Babyknuckel in den Mund nimmt, das interpretiere wer will.

In diesem kurzen Text sind ein paar interessante Details verborgen. Ich weiß nicht, ob es im Münchner Olympiastadion tatsächlich Parkmöglichkeiten am Marathon-Tor gibt. Aber die Inszenierung ist perfekt: Wenn man das Oval des Stadions als Gestalt des Mutterleibs annimmt, dann steht das Marathontor für den Muttermund. Und auch der Begriff der Trance paßt doppelt, weil jede Gruppenphantasie eine soziale Trance darstellt, in der beispielsweise ein Fußballspiel von den Beteiligten als existenzielles Drama erlebt wird. Das wirkliche Drama, das hier nachgespielt wird, ist das der Geburt, die zu beobachten den Mann in Trance versetzt. (Er hätte danach vielleicht ein Taxi nehmen sollen statt selbst Auto zu fahren.) Zumindest in der Bild-Kolportage geht die individuelle Trance (durch das Miterleben der Geburt) direkt in die soziale (des Mannschafts-Erlebnisses) über, wie die Schlagzeile mitteilt: „Vom Kreißsaal direkt in die Bayern-Elf“.

Was geht vor?

Wenn man das Spiel ohnehin deutlich gewinnt, kann man hinterher leicht sagen, zwei Gegentore würden einen nicht jucken. Unter anderen Voraussetzungen sieht auch das anders aus. Tagelang beschäftigte Bild ihre Leser im März 94 mit der ausstehenden Geburt des Kindes eines Bremer Spielers: „Geheimplan für die Babypause. Rune Bratseth wartet immer noch auf sein Baby“. Und: „Ein Baby

erschüttert das Werder-Reich! Werder-Libero Rune Bratseth und Frau Marit warten auf ihr drittes Kind. Warten, warten und warten . . . Inzwischen aber läuft beim Meister (Werder Bremen) alles schief. Bratseth verzichtet auf das Mailand-Spiel, will lieber bei seiner Familie sein. Dabei hat ‚Otto, der Verständnisvolle‘ (O-Ton: ‚Werder ist eine große Familie‘) auch ohne Baby schon genug Probleme.“ Hier offenbart sich also ein Konflikt zwischen dieser und jener Familie, zwischen der Familie der Privatperson und der Mannschaft als Quasi-Familie des Fußballspielers Rune Bratseth.

Das Verständnis von Trainer Otto Rehhagel wird offenbar strapaziert, und nicht nur seines. Er steht hier als Vertreter für das Welt- und Selbstverständnis des Fußballfans, der als Fußballfan (das heißt: im Prozeß der sozialen Trance oder Kollusion) keine andere Priorität anerkennt als Fußball, der als Individuum außerhalb der Gruppenphantasie natürlich vernünftig ist und zugibt, daß die Fürsorge für die Frau in dieser Situation Vorrang hat.

Jedoch interessiert sich das vernünftige Individuum für die Entscheidung von Herrn Bratseth überhaupt nicht; die interessiert nur den Fußballfan. Es scheint mir Häme in der Bezeichnung „Otto, der Verständnisvolle“ zu liegen – der Verfasser weidet sich offenbar an der verzwickten Lage des Trainers, der gleichzeitig vernünftiges Individuum (und selber Familienvater) ist, andererseits auch ein Fußballbessener. Der angedeutete Konflikt, in dem ein Spieler vor die Entscheidung gestellt wird: Du mußt dich entscheiden, was dir wichtiger ist!, ist durchaus nicht untypisch. Was Kindsgeburten bei erwachsenen Profispielern betrifft, geht die Tendenz sei einigen Jahren dahin, den wirklichen Geburten wirklicher Kinder Vorrang einzuräumen, auch im Bewußtsein der Fans. Zu dieser Entwicklung trägt meines Erachtens dreierlei bei:

Erstens hat sich die „moralische“ Einstellung in der deutschen Gesellschaft zu Sexualität, Schwangerschaft und Geburt seit den 60er Jahren verändert. Frauen verbergen ihre Schwangerschaft nicht mehr schamhaft wie früher, sondern gehen offener damit um. Ungefähr im gleichen Zeitraum wurde es allgemein normal, daß Väter bei der Geburt anwesend sein dürfen. Beides dürfte zu dieser relativen Hochschätzung des Ereignisses „Kindsgeburt“ auch bei Männern wesentlich beigetragen haben.

Zweitens hat sich in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die soziokulturelle Zusammensetzung des Fußballpublikums und auch der Fußballmannschaften verändert, grob gesagt in Richtung von mehr Bildung und Zivilisiertheit. Das entspricht einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung. Die Priorität des Fußballkontextes absolut zu setzen und die Geburt eines Kindes hintan zu stellen, ist schwieriger geworden. Die Normen der Männergesellschaft Fußball, in der es erlaubt ist, alles abzuwerten, was außer ihr steht, haben an Kraft und Verbindlichkeit verloren. Möglicherweise haben die männlichen Individuen heute solche hermetischen Männergesellschaften nicht mehr so nötig, woraus wir schließen könnten, daß eine neue Psychoklasse aufgetaucht ist.

Drittens hat der Prozeß der Zivilisation ergeben, daß abwertende Einstellungen gegenüber Frauen und Kindern nicht mehr ungebrochen positiv sanktioniert werden, sie gelten nicht mehr als korrekt. Fotodokumente noch aus den 50er und frühen 60er Jahren zeigen Fußballpublikum stets als reine Ansammlungen von Männern, während heute Mädchen und Frauen (zumindest bei hochklassi-

gen Spielen) immerhin etwa 10 Prozent der Stadionbesucher ausmachen. Erst 1970 hat der Deutsche Fußball-Bund (DFB) Frauen-Fußball als offizielle Sportart anerkannt. Zusätzlich zielt auch die Politik der Fußballverbände, etwa mit der Abschaffung der Stehplatzbereiche und mit Alkoholverboten, auf Verdrängung des „Pöbels“ aus den Stadien zugunsten eines „zivilisierteren“ Publikums.

„Verrückt“

Wer seine Prioritäten dennoch anders setzt, darf in der Fußballgemeinde immer noch ein hohes Maß an Sympathie erwarten, bezahlt aber mit dem Stigma des Verrückten. Bild-Titel vom 12. 10. 92: Titel: „Pokalwunder Hannover. Wir sind nicht normal.“ Im Text dazu heißt es unter anderem: „Der Ex-Kölner (Reinhold Daschner) ist fußball-verrückt. Als seine Frau Karin im Juni Sohn Dennis zur Welt brachte, fuhr er ins Trainingslager statt auf die Entbindungsstation. Auch nicht normal . . .“. Beim Spieler Bratseth überwiegt die Verpflichtung Frau und Kind gegenüber, beim Spieler Daschner die Hingabe an das Spiel. So oder so werden Fußball und Geburt als Bezugsgrößen auf einer gleichen Ebene plaziert.

Das nicht-Normale ist im Fall Daschners deutlich positiv besetzt. Denn das erste „nicht normale“, das „Wunder“, ist, daß mit Hannover 96 ein Zweitligist sich gegen den favorisierten Erstligisten durchgesetzt und das Finale um den Pokal des Deutschen Fußballbundes (DFB) gewonnen hatte. Familienverträglich wird der Fußballwahn, wenn auch die Frau fußballbegeistert ist: „Die schönste Prämie (für Carsten Jancker) gab’s nach Spielschluß von Ehefrau Natascha. Sie umarmte ihren Carsten innig, flüsterte ihm ins Ohr: ‚Du bist ein Wahnsinn‘“ (Bild, 15. 12. 97).

Der Begriff des Normalen oder Unnormalen wird hier gleichzeitig in einer allgemeinen und in seiner besonderen Bedeutung als geistig nicht normal verwendet: das Außergewöhnliche wird zum Wahnsinn stilisiert. Fußballverrücktheit, -begeisterung, -fanatismus oder wie die Bezeichnungen lauten mögen, die ja auch von den „Fußballverrückten“ etc. auf sich selbst angewandt werden, verweisen auf die soziale Trance, die gemeinsam erlebte Gruppenphantasie, die Suche nach veränderten Bewußtseinszuständen in der Gemeinschaft der anderen „Verrückten“.

Jubel-Szenen

Vor etwa zehn Jahre haben der DFB und internationale Fußball-Verbände Regeln erlassen, die den Spielern bestimmte Formen des Jubels nach Torerfolgen oder gewonnenen Spielen bei Strafe verbieten. Wer ungehemmt seine Emotionen ausdrückt oder gar körperlichen Kontakt (etwa Hände „abklatschen“) zu den Fans hinter den Zäunen sucht, bekommt die gelbe Karte gezeigt. Durch diese Einschränkungen ist der Jubel der Spieler immer weniger spontan. Stattdessen etablieren sich stark ritualisierte Formen, die manchmal ausgesprochen skurile Züge annehmen. Bei der Weltmeisterschaft 1994 in den USA zeigte der brasilianische Spieler Bebeto eine bis dahin hierzulande unbekannte Variante des Jubels, nämlich die vorgestreckten Unterarme zu wiegen, als läge ein Baby darin. Der betreffende Spieler war, wie das Publikum aus den Medien durchaus wußte, just Vater geworden. Die gleiche Jubel-Geste zeigten wenige Wochen später die Spie-

ler Elber und Bobic bei einem Spiel des VfB Stuttgart. Über einen Torschützen des spanischen Erstligisten Vigo, der beim 3:1 die vorgestreckten Unterarme hin und her schaukelte, meinte der Kommentator des DSF, er „feiert in Bebeto-Manier“, allerdings ohne auch auf ein entsprechendes familiäres Ereignis Bezug zu nehmen.

Kinder vorzeigen als Ausdruck sportlichen Erfolgs gibt es nicht nur beim Fußball. Die FAS (8. 12. 96) berichtete nach dem Sieg der Frankfurt Lions über die Kassel Huskies (5:2): Die finnischen Spieler der Lions „traten mit ihren Kindern auf dem Arm zur Ehrenrunde an“. Für eine so unmittelbare Präsentation von eigenen Kindern bei einer Siegesfeier sind mir keine weiteren Beispiele bekannt. Häufig ist hingegen der Gebrauch sprachlicher Metaphern, durch die sportlich erfolgreich sein (ein Tor schießen, ein Spiel gewinnen, Meister werden, in eine höhere Liga aufsteigen) mit Kinder haben oder mit Kindsgeburten gleichgesetzt werden.

Zeugen, gebären, geboren werden

Diese beiden Nuancen, wie sich Fußballer (und andere) im Ausdruck der Siegesfreude auf Kinder beziehen, sind allerdings bedeutsam. Sich selbst als Vater präsentieren weist eher darauf, die eigene Männlichkeit im Sinne von Zeugungsfähigkeit öffentlich zu beweisen. So schildert die Bild-Zeitung (24. 10. 93) unter dem Titel „Die schönste Belohnung. Meister? Dann wird Yeboah nochmal Papa“ folgendes: „Daheim spielt Tony oft mit Töchterchen Shereena. Und wünscht sich einen Sohn. Ein kleiner Tor-boah? Tesha lächelt vielsagend: ‚Erst die Meisterschaft, dann denken wir beide ans zweite Baby‘“. Ganz im Sinne der Fans hatte nicht nur Tony Yeboah, sondern auch seine Frau Tesha die Priorität auf Fußball gesetzt, nicht aufs Kinderkriegen. Allerdings ging es hier auch nicht um eine bevorstehende Geburt – hier winkt dem Helden als Lohn für den Sieg die Aussicht, (s)eine Frau zu schwängern.

Auch wenn das Lächeln der Gattin noch vielsagend gewesen sein mag, so ist die Auslegung der Bild-Zeitung (schönste Belohnung – nochmal Papa) völlig eindeutig. Daß die Frau sich dem siegreichen Helden gerne hingibt, ist natürlich nicht politically correct: Der gebildete, zivilisierte Zeitgenosse denkt nicht mehr so. Dennoch gibt es für diese Denkart einige Belege. Das bereits weiter oben diskutierte Bild-Zitat zu Carsten Jancker geht in die gleiche Richtung: Der erste Teilsatz („Die schönste Prämie gab’s nach Spielschluß von Ehefrau Natascha“) beschreibt die Frau als Trophäe des Siegers. Zum zweiten („Sie umarmte ihren Carsten innig, flüsterte ihm ins Ohr: ‚Du bist ein Wahnsinn‘“) fällt mir nichts ein als die Pflege des Partner-Egos nach dem Koitus.

Und es ist nicht nur eine Denkart: „Die Zunahme von Geburten sind typische Folge von Ereignissen, die von den meisten Menschen daheim am Fernsehschirm verfolgt wurden“, erläuterte ein Arzt einen Baby-Boom in Irland im März 95: „Die Hebammen haben neun Monate nach den Spielen der irischen Nationalelf beim WM-Turnier in den USA alle Hände voll zu tun. In den Entbindungsstationen der irischen Krankenhäuser werden Anmeldungen in Rekordzahl verzeichnet“ (Braunschweiger Zeitung 15. 3. 95). Auch wenn Irland wegen des Verbots von Empfängnis-Verhütungsmittel besonders anfällig gewesen sein mag,



Abb. 3.

so treibt doch auch dort sicher nicht jede beliebte Fernsehsendung die nationale Gesamtschwangerschaft hoch.

Ob das Lächeln der jungen Frau auf dem Titelblatt der kroatischen Illustrierten Arena (Abb. 3) „vielsagend“ ist? Den Text dazu verstehe ich nicht, aber das Bild sollte als Schlüssel für eine eventuelle latente Botschaft ausreichen. Die Frau schmiegt ihre Wange an einen Fußball wie . . . Wie an ein Baby! Tut mir leid, aber etwas anderes fällt mir dazu einfach nicht ein. Zweifellos steht der Ball jedenfalls für irgendetwas anderes. Er ist ja nicht wirklich kuschelig, das ist nicht sein richtiger Platz – woher ja der Effekt rührt, den flüchtigen Blick des Passanten zu irritieren, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und ihn zum Kauf zu animieren. Wenn das Bild eine Botschaft hat, dann richtet sie sich an ein Publikum, das sich für Fußball interessiert, also eher an Männer. Was teilt eine Frau einem Mann mit, wenn sie ihn „vielsagend“ anlächelt und etwas in sein Blickfeld bringt, was ihn an so etwas wie „Mutterglück“ denken läßt, oder was er dafür hält?

Das Material, das die Fußballkultur zum Stichwort „Kinder“ beiträgt, teilt sich also in die Richtungen „Kinder haben/zeugen“ und „gebären/geboren werden“. Dazwischen gibt es eine Grauzone, die sowohl die eine Bedeutung als auch die andere anspricht. Zu diesem doppeldeutigen Bereich rechnen die meisten Beispiele.

„Unglaubliche Emotionen“

„Ich hatte nicht mehr an das Weiterkommen geglaubt“, gab Matthias Sammer ehrlich zu. „Der Sieg (über La Coruna) hat bei mir unglaubliche Emotionen freigesetzt. So etwas habe ich in meinem Leben bisher nur zweimal erlebt: Beim Gewinn der Deutschen Meisterschaft mit dem VfB Stuttgart und der Geburt meiner Tochter“ (FR 8. 12. 94). Eindrucksvoller als das ehrliche Zugeben im Nachhinein, an einen Sieg über die gegnerische Mannschaft vorher nicht geglaubt zu haben,

finde ich die ehrliche Schilderung seiner Gefühle: daß er den Sieg bzw. das Weiterkommen im Pokalwettbewerb ähnlich empfunden hat wie die Geburt seines Kindes. Auf der einen Seite ist es genau diese rückhaltlose Leidenschaft und Hingabe, mit der Sammer Fußball spielt, die ihm die Bewunderung oder Zuneigung der Fans beschert. Auf der anderen Seite riskiert jeder, sich im Alltag, der nicht von der Fußballkultur bestimmt ist, lächerlich zu machen, wenn er die Geburt seines Kindes etwa nicht höher stellt als alles andere. Wie können Sie so etwas behaupten, Herr Sammer? Aber wer das Interview im Fernsehen mitverfolgt oder im Sportteil der Zeitung nachliest, steht in diesem Moment selbst mindestens mit einem Fuß in der Fußballwelt. Und da ist es so in Ordnung.

Wesentlich diplomatischer als Matthias Sammer äußerte sich in einem anderen Interview Jürgen Klinsmann: „Das mit Abstand positivste war die Geburt unseres Sohnes Jonathan. Es war nach der Hochzeit wohl der bewegendste Augenblick in meinem Leben“ (NZZ 17./18. 5. 97). Hochzeit oder Geburt, wer wollte darüber streiten? Die Frage allerdings, auf die er so antwortete, hatte gelautet: „Gab es positive Ereignisse in dieser Saison?“ Formal betrachtet erklärt Jürgen Klinsmann damit die Geburt seines Kindes als ein Ereignis der Saison, nämlich Fußballsaison! Die war für Klinsmann meistens unerfreulich gewesen. Den FC Bayern hatte er gerade frustriert verlassen, und in der Nationalmannschaft war der Stürmer schon so lange ohne Torerfolg, daß ihm in den Medien ständig die torlosen Minuten vorgerechnet wurden. Möglicherweise sollte seine „unpassende“ Antwort im Interview bedeuten: Aus der sportlichen Saison ist nichts positives zu berichten; nur im privaten Bereich, da bin ich Vater geworden. So oder so, letztlich teilt Klinsmann ebenso wie Sammer mit, daß es sich bei großen sportlichen Ereignissen und Geburten um irgendwie Vergleichbares handelt.

Nicht alle Redewendungen, die Situationen im sportlichen Wettkampf mit Schwangerschaft und Geburt vergleichen, sind deshalb schon passend. „Für uns ist es schwerer, zwei Minuten lang den Ball zu halten, als für eine Frau, in zwei Minuten Drillinge zu bekommen“, dieser Satz von Leverkusens Trainer Dragoslav Stepanovic ist ebenfalls einem dieser lustigen Zitate-Potpourris zum Saisonabschluß entnommen (Rhein-Main-Presse 9. 5. 94). Für „Ball halten“ ist „Geburt“ ein unpassender Vergleich, auch wenn beides schwer bis unmöglich sein mag. Nicht den Ball zu halten, sondern ihn ins Tor zu schießen steht symbolisch für die Geburt. Dafür gibt es nun wieder eine Menge Beispiele:

Volltreffer

„Volltreffer! Mit acht Tagen Verspätung, aber gerade noch rechtzeitig vorm Anpfiff in Berlin wurde Johnny Ekström Papa. Folgt nach dem Kinderschrei nun der Torjubel?“, fragte Bild am 28. 10. 96 und beantwortete sich die Frage am nächsten Tag unter dem Titel „Ekströms Baby ist da – Eintracht guter Hoffnung: Ekström läßt Karl aussteigen, schießt das 1:1. Der zweite Volltreffer des Schweden. Der erste heißt Dennis, kam am Sonntag zur Welt und ist Johnnys zweites Kind.“ Möglicherweise war's der gleiche Autor, der ein Jahr später (13. 11. 97) an gleicher Stelle die gleiche sprachliche Schablone verwendete: „Hakan Cengiz und sein erster Volltreffer in Frankfurt. Ehefrau Anke brachte am Montagabend Töchterchen Canan auf die Welt. Der Stürmer war im Kreißaal dabei.“ Der Gedanke hinter dieser Formulierung ist, daß Cengiz im Sommer 97 als

Torschützenkönig der Regionalliga Nord nach Frankfurt wechselte, dort aber erfolglos blieb. Er kam bei der Frankfurter Eintracht selten zum Einsatz, und wenn, dann schoß er keine Tore. Einziger „Volltreffer“ ist also die Geburt eines Kindes. Dabei ist er im Kreißsaal wie im Stadion kaum mehr als Zuschauer, wenn andere (da seine Mannschaftskollegen, dort seine Frau) etwas hervorbringen. Sowohl im Falle von Hakan Cengiz wie in dem seines Vorgängers Ekström wird die glückliche Kindsgeburt mit dem Glück im Spiel verglichen.

Streng genommen geht der „Volltreffer“ voll daneben: Die Situation, aus der heraus die Geburten-Volltreffer-Gleichung vorgenommen wird, erscheint spiegelverkehrt. Scheinbar wird von den Personen der Familie Ekström bzw. Cengiz berichtet. Die würden jedoch niemanden unter den Lesern interessieren, wenn Johnny Ekström und Hakan Cengiz nicht Fußballspieler dieses oder jenes Vereins wären. Was sie als die Helden der Fußballfans tun, darum geht es den Lesern. Nur deswegen interessiert die Nachfrage „Was macht die Frau Gemahlin? Ist denn das Kind schon da?“.

Im Gebrauch des Wortes „Volltreffer“ liegt noch eine Ungereimtheit. Bei der Geburt selbst spielen die männlichen Helden ja keine besonders eindrucksvolle Rolle mehr. Wenn wir diesen Jargon einmal so akzeptieren, dann haben die Väter bei der Zeugung „getroffen“. Treffen muß bei der Geburt nur noch der Fötus den Ausgang. Denkbar wäre, um diese Ungereimtheit aufzulösen, daß sich alle an dieser Gruppenphantasie (denn darum handelt es sich zweifellos, wenn die Geburt eines Kindes und das Tor in einem Fußballspiel etwas Gleiches sein sollen) Beteiligten mit dem Neugeborenen identifizieren: Jenes hat gerade sein größtes Drama überstanden, wir anderen spielen die Sache symbolisch nach. Dafür finde ich hier kein Indiz. Wahrscheinlicher ist, daß der Bild-Schreiber patriarchalische Phantasien bedient, in denen Männer die Geburt von Kindern als ihre Leistung vereinnahmen. Anzumerken ist noch, daß Volltreffer ebenso wie viele andere Begriffe der Fußballsprache der militärischen entlehnt ist, also einer anderen Männerkultur.

Leichte Geburt, schönster Tag

Die Bild-Zeitung liefert zwar besonders viel Material, aber nicht das einzige. Auch die FAZ trägt zum Fundus bei, im Artikel mit dem Titel „Leichte Geburt und fruchtbare Tage für den ‚Club‘“ (2.5.1994) gleich zu zwei der oben erörterten Rubriken: Erstens zur Gleichsetzung der Geburt von Kindern mit sportlichen Erfolgen, zweitens zur strittigen Prioritätensetzung zwischen Anwesenheit bei der Geburt und Teilnahme am Spiel. „Neuer Ärger, aber auch fruchtbare Tage für den 1. FC Nürnberg. Schwabl nach der gelb-roten Karte: ‚Am Dienstag kommt mein Kind, da hätte ich eh nicht spielen können.‘“ Die FAZ fährt fort mit der Meldung einer weiteren Geburt (Trainer Zobels dritter Sohn) und ergänzt: „Dazu erwies sich die Bewältigung der sportlichen Aufgabe des Wochenendes als leichte Geburt“. Das Spiel gegen Wattenscheid endete 4:1 für „den Club“, also den 1. FCN.

Endspiele, internationale Turniere, Qualifikationsspiele oder Relegationen – das sind die Gelegenheiten, welche die Emotionen derer am meisten in Wallung bringen, die aktiv oder passiv an der Fußball-Kultur beteiligt sind, und die den Zitatenschatz bereichern. Den Offenbacher Kickers gelang im Sommer 97 der Aufstieg von der 4. in die 3. Liga unter dramatischen Umständen. Weil das Flut-

licht im Stadion ausfiel, wurde das Relegationsspiel gegen Memmingen kurz vor Schluß vom Schiedsrichter abgebrochen – zum Verdruß der Memminger, die 3:2 führten. (Einen Tag zuvor war beim Aufstiegsspiel zur zweiten Bundesliga zwischen Hannover und Cottbus ebenfalls das Flutlicht ausgefallen; dort wurde das unterbrochene Spiel später fortgesetzt.) Auch im Wiederholungsspiel fiel das entscheidende zweite Tor erst in der 91. Minute; beide Tore für die Kickers schoß der erst in der 70. Minute eingewechselte Guiseppe Messinese. Bild (11. 6. 97): „Es gab auch Ergreifendes: Platzwart Josef Messinese war tränenüberströmt. So sehr hatte ihn der tolle Auftritt seines Neffen berührt. Josef weinte: ‚Der schönste Tag in meinem Leben!‘ Manager Gerster freudestrahlend: ‚Das war der erste Schritt in die große Offenbacher Zukunft‘.“

Für welches Ereignis steht normalerweise die Formel „Schönster Tag in meinem Leben“? Mit „Schritt in die Zukunft“ gibt Gersters Zitat ja schon eine Andeutung. Der Schalcker Torschütze Wilmots sagte es ganz klar, als er nach dem Hinspiel im UEFA-Pokalfinale Schalke-Inter Mailand (1:0) erklärte: „Das Ding schlug neben dem linken Pfosten ein. Ein unglaubliches Gefühl, ich hätte am liebsten alle Fans geküßt. Trotzdem, der allerschönste Tag in meinem Leben ist der 16. März gewesen. Da wurde Reno geboren, ich war dabei – ihm widme ich dieses Tor.“ (Zitiert nach Bild, 9. 5. 97)

Kind sei Dank

Die gleiche Struktur wie der oben dargestellte Fall Bratseth hat der von Michael Schjönberg, durch dessen Tor beim Auftaktspiel zur Saison 97/98 der 1. FC Kaiserslautern den FC Bayern in München besiegte. Bild (4. 8. 97): „Das Tor, das Meister Bayern stürzte: Lautern hat es einem noch nicht geborenen Baby zu verdanken. Michael Schjönberg wird Vater. ‚Hätten morgens die Wehen eingesetzt, wäre ich nicht nach München gekommen‘. Das Baby läßt noch auf sich warten.“ Der Sieg der Kaiserslauterer verdankte sich demnach also einem Baby, dessen Geburt sich verzögerte.

Wie viele Zeitungen zum Saisonabschluß präsentierte auch die FAS am 15. 6. 97 eine Reihe von denkwürdigen oder witzigen Zitaten, davon als erstes dieses von Giovane Elber (der schon mit der „Baby-Schaukel“-Geste seine Vaterschaft ins Bewußtsein seines Publikums rückte): „Ich bin erst mal in die Kabine gerannt und habe meine Frau angerufen, um mich bei ihr und meinem Baby für die Unterstützung zu bedanken. Jetzt brauche ich dringend Urlaub.“ Bekannt sind die Dankfloskeln von Männern, die im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen, an ihre Frauen, welche die Bürde der Beanspruchung durch Amt oder Arbeit im Hintergrund mittragen. Ein Baby weiß davon nichts. Es ist die Projektion des Vaters.

Daß ein Torerfolg und ein Baby überhaupt in Beziehung gesetzt werden, ist nur innerhalb der Fußball-Kultur möglich, dort aber anscheinend selbstverständlich. Sobald man jedoch dieses Verständigungs-System verläßt und einen Schritt daneben tritt, erscheint es als sehr erklärungsbedürftig. Schließlich wird das Baby den Dank des Vaters am Telefon kaum verstanden haben. Selbst wenn es die Danksagung kognitiv hätte erfassen können, hätte es kaum eine Beziehung herstellen können zwischen seinem Dasein und der Leistung des Vaters auf dem Fußballplatz. Dennoch sind solche Danksagungen ausgesprochen in Mode ge-

kommen, wenn man hinzu zählt, wie oft seit einigen Jahren Stürmer ihren Kindern Tore widmen.

Mein einzig geborener Sohn

Jemandem etwas widmen oder weihen heißt, ihn zum faktischen oder idellen Eigentümer einer Sache zu machen; oder allgemeiner formuliert: jemandem etwas zuordnen. Eine Widmung hat einen religiösen Zug, wie aus den etymologischen Bedeutungen „Brautgabe, Kirchengut“ hervorgeht. Es kann einen schon stutzig machen, daß immer wieder, als sei es selbstverständlich, dem Heiligen Kinde das Wertvollste auf den Altar gelegt wird, was der Akteur der kulturellen (oder kultischen) Handlung Fußball der Gemeinde zu geben hat. Das dokumentiert zweifellos eine äußerst erfreuliche Entwicklung seit jenen Zeiten, als man umgekehrt ebenso selbstverständlich die Kinder opferte.

„Die stumme Hoffnung, daß vielleicht König Fußball seinem Erst- und Einziggeborenen endlich die Mamma fürs Leben bringen möge, erfüllt sich indes nicht“ (Darmstädter Echo, 4. 7. 90). Diese Textpassage aus einer Randglosse zur Weltmeisterschaft in Italien 1990 ist rätselhaft nicht nur, weil sie aus dem Zusammenhang gerissen ist. Die Hoffnung hegt ein Wirt, daß sein 35jähriger Sohn endlich „unter die Haube“ kommen möge, statt jedes Jahr mit einer anderen „Signorina“, vermutlich Touristin, anzubändeln. Die vermeintliche Chance, auf die sich die „stumme Hoffnung“ gründet, sind die zahlreichen „Fußballwitwen“ – Frauen, die auf der Straße flanieren, während „sich ihre maritos daheim die Augen wundgucken und die Kehle heiser schreien“, sobald die Spiele der italienischen Mannschaft im Fernsehen übertragen werden. Die Hoffnung des Vaters zerschlägt sich jedoch, denn auch der Sohn, welcher der Damenwelt so zugewandt und nun durch die Umstände so begünstigt ist, kehrt beim allgemeinen Torschrei in die fernsehende Männergemeinde in der Bar zurück: „Zum grenzenlosen Jubel über *magnifica Italia* muß er rein zu den seinen“.

Es paßt logischerweise überhaupt nicht zusammen, daß unser Frauenheld sein Interesse statt den Touristinnen nun ausgerechnet den verheirateten einheimischen Frauen zuwendet, wenn doch das Ziel soll, daß er eine „mamma“, also eine Gattin finden soll. Die Konstruktion ist absurd, gleichwohl bleibt der Artikel nett lesbar, sofern man sich nicht an männlichem Chauvinismus stört. „König“, „Einziggeborener“ und „Mamma“ sind, zumal in dieser Zusammensetzung, christlich-religiöse Chiffren und schreiben einen subliminalen Text, der unterschwellig das Heilige des Fußballgeschehens transportiert: Zum König der Ehren gelangt der Eingeborene Sohn nur, wenn er auf die weltlichen Freuden (die Signorinas) verzichtet. In der himmlischen Existenz ist die mamma (im Sinne einer garantierten pränatalen Rundumversorgung) wieder da.

„Dundee trifft wieder – für seine Tochter“. Das behauptete zumindest Bild (1. 12. 97). Der Karlsruher Spieler Sean Dundee war innerhalb weniger Wochen zur Skandalfigur geworden. Erstens weil die vergleichsweise umgehende Einbürgerung des Südafrikaners, der dadurch für die deutsche Nationalmannschaft spielberechtigt wurde, Wellen der politischen Empörung auslöste; zweitens weil er gleich darauf einen Wechsel zum FC Bayern erwog und den Karlsruher SC mit der Vertragsverlängerung hinhielt; drittens weil er seine hochschwängere Freundin Heidi sitzenließ und eine andere heiratete. In der Folge kam der bis dahin



Abb. 4.

hochgelobte Dundee in die heftigste Kritik der Öffentlichkeit, zumal der KSC-Fans, und geriet spielerisch in eine langanhaltende Krise.

Nun berichtete Bild über eine Wiederannäherung von Spieler und Kindesmutter: „Das Tor zum 3:0 gegen Rostock – es war das erste von KSC-Stürmer Sean Dundee nach 847 Minuten. Und es hat ein wunderschönes Geheimnis: Dundee traf für sein Töchterchen Laura (7 Monate). Nach dem Spiel (gegen Moskau) trafen sie (die Kindesmutter und Dundees Mutter) sich mit Sean. Er gab Heidi sein Trikot mit der Nummer 12 – für Laura. (...) Ehefrau Charlotte hatte ihm geraten, die Vaterschaft nicht anzuerkennen. Auf ihren Wunsch hat er auch seine Tochter nicht besucht. Doch das Vater-Herz scheint jetzt stärker zu sein ...“. Mit seinem Fußball-Trikot hat der nun wieder erfolgreiche Stürmer seinem leiblichen Kind auch seinen Familiennamen gegeben. Zumindest suggeriert das das Zeitungsfoto (Abb. 4).

Schuld tilgen

Seltsamerweise erinnern sich Fußballer, Fans und Funktionäre an (notleidende) Kinder besonders dann, wenn sie irgendwelche Sünden abbüßen wollen. „Lasset die Kindlein zur Eintracht kommen“ war ein Artikel in der Fanzeitung *Fgv* (22, 2/94) überschrieben. Darin ging es um eine Initiative von Eintracht-Fans, die mehrfach Heimkinder zu Spielen der Frankfurter Eintracht eingeladen hatten. Diese plakative gute Tat ist sicher nicht davon zu trennen, daß Fußballfans in der Öffentlichkeit weithin das Image von Rüpel und Bösewichten haben.

Als im März der FC Bayern in Frankfurt gewann, unterlief dem Trainer der Münchner ein formaler Fehler beim Auswechseln seiner Spieler. Die Eintracht, der das gleiche Mißgeschick kurz vorher in Uerdingen selbst passiert war, reklamierte beim DFB: Eintrachts Präsident Ohms trat mit tief betrübter Miene vor die Kameras und erklärte, leider könne er nicht anders, als beim DFB die Wertung des Spiels anzufechten. Diese Trauermiene war, wie jederman wußte, die pure Heuchelei. Den Uerdingern hatte man gerade selbst vorgeworfen, diese Regel unanständigerweise ausgenutzt zu haben, wo sie doch das eigentliche Spiel eindeutig verloren hatten.

Man darf also schlechtes Gewissen annehmen, wenn die Frankfurter den Münchnern unmittelbar vor der DFB-Sitzung ein Wiederholungsspiel anbieten. Präsident Matthias Ohms: „Wir wollen ein Zeichen zum Wohle des Sports und des Fairplay setzen“. (Die Einnahmen aus diesem Spiel sollten „für eine gemeinnützige und wohltätige Einrichtung, die Kinderkrebshilfe der Universitätsklinik in Frankfurt“ verwendet werden (AZ/München, 3.3.95). Der DFB ging nicht darauf ein und erkannte dem FCB die in Frankfurt gewonnenen Punkte ab. Dazu Eintracht-Manager Hölzenbein: „Schade. Wir wollten den Bayern eine sportlich faire Chance geben“. Sportlich fairer wäre es gewesen, die formale Regelwidrigkeit gar nicht erst für eine Reklamation auszunutzen.

In der Folge hat der Verein Hilfe für krebskranke Kinder in Frankfurt auch nie eine Spende der Eintracht zu sehen bekommen. Überhaupt sieht Frau Hehlert, eine Sprecherin des Vereins, ein Mißverhältnis zwischen Spendenversprechen und Eingängen auf dem Konto. Die Geldspende eines Tennisspielers, die bei einem ATP-Turnier schriftlich zugesichert worden war, habe der Verein drei Jahre lang angemahnt, bis sie auf das Konto des Vereins kam. Anders ein Spieler von Borussia Dortmund, dessen Namen sie nicht nennen will. Bei einem Training der Borussia in Frankfurt, zu dem krebskranke Kinder eingeladen waren, „konnte er ihnen nicht Rede und Antwort stehen“, sondern flüchtete vor der Konfrontation mit dem Elend in die Kabine. Seither „versucht er, das mit Geld zu regeln“ und spendet dem Verein seit fünf oder sechs Jahren regelmäßig. Das taten nun, der Bild-Zeitung zufolge, auch die Kollegen: „Borussias Weltcup-Sieger stiften ihre Prämien (rund 100 000 Mark) einer Kinderkrebsstation in Dortmund. Heute beim Besuch der Mannschaft im Krankenhaus wird der Scheck übergeben“ (15. 12. 97).

Kinderkrebs ist anscheinend der edle Spendenzweck schlechthin. So bat der Stadionsprecher in Duisburg beim Pokalspiel der SGE in Duisburg (2. 12. 97) über Lautsprecher und Anzeigentafel um Spenden für ein leukämiekrankes Kind: „Hilfe für Romina“. Diese Hilfsaktion hatte offenbar einen weiteren Rahmen. In einem Interview (Kicker, 2. 2. 98) wird Christian Nerlinger (FCB) zur Aktion Romina zitiert: „Ein ganz schlimmes Erlebnis. Ich habe vor rund einem Jahr geworben, daß für ein leukämiekrankes 13jähriges Mädchen Blut- und Geldspenden kamen. Die Krebszellen hatte Romina besiegt, es kam ein Virus, sie starb“.

Immer wieder werden (oder fühlen sich) Menschen ausgerechnet in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Fußballkultur zu Spenden aufgerufen. Besonders beliebt sind (Hilfen für) die Opfer von Flutkatastrophen und Deichbrüchen, die selbst ein eigenes Stichwort im Zettelkasten der Fußball-Symbolik abgeben, und immer wieder Kinder. Häufig funktionieren diese Spenden als Ablaß für „Sünden“, als Ersatz für Strafe oder direkt als Strafe.

Die Beispiele sind weit zahlreicher als diese Liste – ein Umstand, der nach Erklärung schreit. Das Spendenopfer gewährt dem Spender offenbar so etwas wie eine moralische Reinigung – wobei nicht immer ein konkreter Anlaß für den Bedarf sichtbar ist, es sei denn, Fußball-Profis hätten ein ständiges schlechtes Gewissen für das „Privileg“, geschafft zu haben, wovon Millionen junger Geschlechtsgeossen träumen.

Eine überzeugende Erklärung zu diesem Detail fehlt mir freilich noch. Auch wenn ich keinen direkten Zusammenhang zu der Frage zu ziehen vermag, möchte ich dem Leser/der Leserin nicht vorenthalten, daß mir zum Emblem des Vereins



Abb. 5.

„Hilfe für krebserkrankte Kinder“ (Abb. 5) folgende Passage aus Lloyd deMause’s „Grundlagen“ (S. 258) einfiel, in der er Mircea Eliade zitiert: „Die Plazenta als kosmischer Baum (...) ist natürlich der Baum des Lebens, der ‚am goldenen Nabel der Erde‘ steht, wo ‚sich auf dem Zweigen die Seelen kleiner Kinder vor der Geburt wie kleine Vögel niederlassen‘“.

Literatur

- deMause L (1982) Foundations of Psychohistory. The Institute for Psychohistory, New York (Deutsch: Grundlagen der Psychohistorie. Frankfurt, 1989)
- deMause L (1997) The Psychogenic Theory of History. The Journal of Psychohistory 25/2: 112–183
- Wasdell D (1993) Die pränatalen und perinatalen Wurzeln von Religion und Krieg. Centaurus, Pfaffenweiler